Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 29

Artikel: Horlacher und Kompagnie [Fortsetzung]

Autor: Bührer, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638200

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 17. Juli

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Wider die Waffenträger!

Von Emil Schibli.

Wir, die ihr höhnend die Lauen nennt,
Wisset, daß uns die Seele brennt
Vor Scham und Weh und bitterer Qual!
Wohl seid ihr Eisen, wohl seid ihr Stahl,
Wolke und Donner und Wetterstrahl!

Aber Donner und Strahl ohne Gott!
Den ihr betend rufet: Herr und Gott,
Eine Schmach ist er uns und ein Spott!
Ihr alle betet zu Fluch und Mord!
Ihr seid ein Strom ohne Ziel und Bord!
Ein würgendes Ungeheuer!

Wir aber, die ihr die Lauen nennt,
Unsre gepeinigte Seele brennt
Nicht allein nur vor Scham! auch vor Mut
Sich zu opfern! — Wohl sind wir nicht Stahl.
Nein. Aber Hoffnung und Sonnenstrahl!
Wir glauben an einen andern Stern!
Wir beten zu einem andern Herrn!
Gott heißt uns: Lebenerhalter!

Horlacher und Kompagnie.

Eine Erzählung von Jakob Bührer.

4

Im Sommer war das große neue Landspital unter Dach gekommen. Im Weinmonat sollte es bezogen werden. 420 Betten waren zu liefern. Jonas Pfyfer rechnete bestimmt mit dem Auftrag. Es hatte ihn ein wenig geärgert, daß man ihn nicht ohne weiteres mit der Lieferung betraute. Bisher war das in ähnlichen Fällen selbstverständlich gewesen. Kaum daß die vergebende Behörde einen ungefähren Kostenvoranschlag verlangt hatte. Wußte man doch, das Haus Pfyfer macht sich eine Ehre daraus, einen staatlichen Auftrag auszuführen. Das Dauerhafteste ist für den Staat das Billigste; kein Pfyfer nimmt ungerechten Gewinn, am allerwenigsten vom Staat. Das hatten sie bewiesen, nicht einmal, sondern dutzendmal. Aber statt des Auftrages erfolgte eine öffentliche Ausschreibung in den Tagesblättern. Die Aussteuergeschäfte wurden zu Wettbewerbeingaben aufgefordert. „Die können mir blasen, wo ich am höchsten bin, wenn ich mich bücke!", war Jonas aufgebraust, jawohl, das wäre ja neu. Haben denn die Pfyfer heute nach neunzig Jahren noch zu beweisen, daß sie ihr Handwerk verstehen, daß sie eine Sache entweder nicht, oder dann recht machen! Das war einfach toll. Im Leben würde er sich nicht um den Krempel bewerben. Er riß den Hut vom Nagel und strebte hinaus. Unter der Ladentüre schoß ihm Jonas' Windspiel in die Beine, daß er beinahe lang hinschlug. Gleich darauf sprang es hoch an ihm empor. Aergerlich versetzte er ihm einen heftigen Schlag auf die Schnauze; heulend knickte es zusammen.

„Aber Jonas," sagte da eine vorwurfsvolle Stimme, „wie kannst du nur? Das arme Tier!" Und das heftig zitternde Windspiel streichelnd, sah Irma mit ängstlichen Augen zu Jonas auf. „Wie kann ich nur? So!" und beinahe hätte er dem aufheulenden Hund noch einen Tritt versetzt. Entsetzt verschwand Irma im Laden. So hatte sie ihren Gatten nie gesehen. Als sie die Treppe hinaufschritt, mußte sie sich besinnen, ob es denn wirklich wahr sei, was sie vorhin erlebt hatte.

Jonas ging unter den Linden an der Bahnhofstraße dahin. Aber er fand heute den vergnügsamen Bummler-

schritt, mit dem er fast allabendlich den Weg zog, nicht. Er achtete weder der Buben, die dahergereifelt kamen, noch der springseildrehenden Mädchen, und auch die ganz Kleinen, die in Stoßwägelchen saßen, die dicke Fäustchen auf weiße Decken stemmten und mit großen Augen aus runden, roten Backen so zuversichtlich und selbstsicher in die Welt sahen, waren für ihn nicht vorhanden, und doch hatte er wiederholt geäußert, daß es gar nichts Gesünderes und Reinigenderes für eine Geschäftsseele gebe, als im Vorübergehen jungen frohen Menschen in die Augen zu sehen. Eilig stapfte er dahin und der Aerger wuchs und wuchs in ihm. Er war wütend über die Behörde, die ihm nicht ohne weiteres den Auftrag für das Spital erteilt hatte, wütend über den Hund, der ihm in die Beine gelaufen war, wütend über seine Frau, aber am wütendsten über sich selber, daß ihn das alles in Wut bringen konnte. Schließlich gestand er sich, der Auftrag sei doch ein sehr bedeutendes Geschäft, das ihm gerade jetzt nicht entgehen dürfe. Es war ganz klar, daß Horlacher sich bewerben würde. Wenn Jonas nicht eingab, wie er sich in der ersten Aufregung geschworen, was dann? Aber wenn er sich bewarb, war er denn so sicher, daß er den Auftrag erhielt? Wer bestimmte denn das? Eine Behörde, in der als einziger Fachmann ein Architekt saß! Was verstanden der und die andern von Betten! Ganz offenbar nichts! Was entschied also? Nicht die Güte der Ware, nicht ihre Preiswürdigkeit, denn das zu beurteilen, waren ja die Urteilenden gar nicht imstande, sondern einzig der Preis! Würde er da gegenüber Horlacher nicht von allem Anfang an verloren sein? Und war denn das nicht um den Verstand zu verlieren? Der Staat, der doch einzig den Zweck hatte, das Gute zu heben, die Ehrlichkeit zu schützen und zu fördern, der ging hin und schützte die Unehrlichkeit, den gewissenlosen, einzig auf seinen klingenden Vorteil bedachten Spekulanten! Und was war die Folge? „Hoflieferant" war draußen im Reich eine Empfehlung, ein Staatslieferant gab doch wohl auch in seiner Heimat eine gewisse Gewähr für die fachmännische Tüchtigkeit eines Hauses. Durfte er sich da einfach zurückziehen und dem Pfuscher und Schundwarenhändler das Feld räumen? Gewiß nicht! Er mußte den Kampf aufnehmen, das war er sich selber und der Vergangenheit seines Unternehmens schuldig.

Jonas war bis zu der Unterführung gekommen, über der auf schwarzgestrichenen, hohen T-Eisen die Bahnschienen wegzogen. Hier hatte er gewöhnlich umgewendet, heute aber schritt er unter dem kurzen Tunnel durch und gelangte in das „Bahntalviertel", in dem eine Unzahl neuer Häuser über und nebeneinander hergiebelten, mit überflüssigen angeklebten Erkern dick taten, rücksichtslos einander in den Weg und vor die Sonne standen und unter einem lockeren Verputz eine unfrohe Sterbensmüdigkeit verbargen. Jonas war, als höre er junge blühende Menschen schwindsüchtig hüsteln. Dabei erinnerte er sich des großen herrschaftlichen Gutes, das noch in seiner Knabenzeit hier gestanden hatte, der herrlichen Spalierbäume, die an den Mauern hingezogen, des stillen friedlichen Hauses unter den großen Ahornbäumen und der haushohen Buchshecke, die aus einem weiten Kiesplatz nach einem üppigen kleinen Rosengarten geführt hatte. Als die neue Bahn gebaut wurde und jeder neugierige Fremde vom Waggonfenster aus in das Gut hatte spähen können, hatten es die von Ziegler verkauft. Irgend ein landsfremdes Maurermeisterlein hatte es mit Hilfe von Bürgschaften und der Kantonalbank erstanden, um einen, wie man damals meinte, sehr anständigen Preis. Ein Jahr hatte das Maurermeisterlein in dem Gut gefürstet, aber dann hoppla, war eines Tages die große Gartenmauer verschwunden, ein paar liederliche Fahrstraßen wurden längs und quer durch den Rasen gezogen, alte Baumriesen, die etwa im Wege standen, umgebracht und versilbert und das Gerede unter die Leute getragen, daß der und jener im Bahntal sich einen Bauplatz gesichert habe; und ehe man sich's versah, ging unter allen nicht ganz widerstandsfähigen Bewohnern der Stadt die Bauseuche um. Und wer von ihr befallen war, wußte totsicher, daß man in der ganzen Umgebung nirgends günstiger bauen könne als im Bahntal. Potz, wie die Bodenpreise in die Höhe schnellten! Dabei geschah es so gut wie allen, die zuerst zugegriffen hatten, daß sie eines Tages von der Bauseuche genasen und willig und gern, wenn auch nur gegen einen sehr ansehnlichen Mehrerlös den Baugrund wieder an einen „Eigenheimlustigen" abtraten. Aber auch der zweite Besitzer des Grundstückes kam noch höchst selten zur Durchführung seines Jugendtraumes, der, wie jeder sich hoch und heilig verschwor, dahin gehe, auf eigenem Grund und Boden ein eigenes Heim nach eignem Plan zu errichten. Auch er ließ sich schließlich, selbstlos wie er war, dazu verleiten, gegen einen lumpigen Gewinn von einem Drittel oder der Hälfte seines Bodenpreises den Baugrund wieder zu veräußern, und da sich dieses Gebaren steigerte und steigerte, soll es vorgekommen sein, daß ein Bauplatz an einem einzigen Tage seinen Besitzer dreimal gewechselt habe. Eines Morgens aber hatte irgend ein anderer genialer Kerl die staunenswerte Entdeckung gemacht, daß auch im Außerried eine ganze Anzahl schöne Bauplätze zu haben wären, und wandelbar, wie das menschliche Gemüt ist, wandte sich das Interesse der „Eigenheimler" sofort dem Außerried zu, worauf die Glücklichen, die gerade noch im Besitze von Baugrund im Bahntal waren, die überraschende Entdeckung machten, daß das Geräusch von der Eisenbahn störend sei und sie im Grunde auch lieber irgendwo anders ihr „Eigenheim" aufschlagen würden. Indessen suchten sie vergeblich nach Liebhabern für ihr Bahntal, worauf sie eines Morgens alle mit dem unangenehmen Gedanken erwachten, sie seien eigentlich auf den Leim gegangen und betrogen worden. Der Unwille richtete sich auf die früheren Besitzer und von diesen zurück auf das fremdländische Maurermeisterlein; aber der trug jetzt einen in Gold gefaßten Wildsauzahn auf seinem Bäuchlein, besaß eine Jagd im Badischen, versteuerte willig eine halbe Million, weil er etwa anderthalbe besaß, und fuhr zudem in einem roten Automobil in ziemlich scharfem Tempo durch die Stadt, weshalb der Unwille hinkend und belfernd hinter ihm zurückblieb, und zudem noch vom Neid, der aus aller Augen nach dem Wagen stürzte, überstöckelt wurde. Im allgemeinen nahm die Stadt das ehemalige Maurermeisterlein für einen „gewichsten Kerl" und das einzige, das man gegen ihn einzuwenden hatte, war, daß er ein Fremdländer sei und daß kein Einheimischer auf den famosen Einfall gekommen war, das von Zieglersche

Gut anzukaufen. Aber einem Einheimischen, so fand man tröstend, hätte die Kantonalbank ja doch nicht geholfen! Indessen die Bahntaler, das heißt diejenigen, die dort Grundbesitz hatten, waren auch nicht von Mäusedreck. Es kam ihnen noch rechtzeitig in den Sinn, daß der Baugrund für „Eigenheime" etwas zu teuer sei. Sie taten, was heutzutage ein Geschäftsmann, wenn er sich nicht mehr zu helfen weiß, tut, sie gründeten eine Aktiengesellschaft und nannten sie „Genossenschaft zur Erstellung billiger Wohnhäuser". Die Genossenschaft schrieb einen Wettbewerb aus für die rationelle Ueberbauung des Bahntals, unterlegte der Ausschreibung ein ausführliches Programm, in dem namentlich der gemeinnützige soziale Zweck am Anfang und am Ende und zwischen hinein zweimal betont wurde. Es fanden sich nicht weniger als 97 Baukünstler bereit, die verlockende Aufgabe zu lösen. Indessen hatte die aus den meisten Aktieninhabern bestehende Prüfungskommission bald heraus, daß eigentlich nur ein einziger Bewerber sie recht verstanden habe und wirtschaftlich mit dem Raum umzugehen wisse. Diesem war es gelungen, aus den vorgesehenen Bauten 497 Wohnungen herauszuschinden, man konnte wirklich nicht anders sagen. Zwar hatte einer der Preisrichter, der auch Mitglied der Heimatschutzvereinigung war, auszusetzen, daß dem Projekt wenig „Bodenständiges" anhafte. Einige der Herren schwiegen, andere lächelten, aber der Präsident erklärte: „Die Einwendung ist durchaus berechtigt. Eine Baugenossenschaft hat nicht nur die Pflicht, sozial zu wirken, ihr kommt auch noch die höhere vaterländische Aufgabe zu, Bodenständiges zu schaffen. Aber ich meine, ein Baumeister, der es versteht, aus dem Raum, in dem ein gewöhnlicher Architekt die Treppe unterbringt, eine Dreizimmerwohnung herauszuschlagen, der gleicht jenen Damen, die, obgleich sie scheinbar arm sind an Liebe, doch Ungezählte beglücken können, und niemand wird von ihnen behaupten, daß sie es nicht verstehen, geschickten Fassadenschmuck anzubringen. Vielmehr sollen gerade sie darin Meisterinnen sein. Wir können also, glaub ich, alles Vertrauen auf unsern Tausendkünstler auch in dieser Beziehung haben." So hatte der witzige Präsident gesprochen und seine Prophezeiung hatte sich glänzend bewahrheitet. Der „Baukünstler" war sofort für den Gedanken „Heimatschutz", soweit es die Fassaden betraf, Feuer und Flamme gewesen, und wo immer es sich ohne große Kosten tun ließ, fügte er eine getreu abgeschriebene Form eines alten Giebels, eines Erkers aus dem 16. oder 17. Jahrhunderts an seine Bauten ein, und so weit ging seine Selbstlosigkeit, daß er über einem strengen Renaissanceportal einen hölzernen romanischen Wehrgang anbrachte, zu dem zwar keine Türen führten und infolgedessen auch nicht betreten werden konnte, aber sich doch sehr „bodenständig" und „heimatlich" ausnahm. Der „Heimatschützler" der Prüfungskommission war ganz hingewesen vor Freude und die Kunstkritiker der Tageszeitungen hatten ihr Entzücken unter die Presse und von da unter die Leute gebracht. Daß es heute, nach kaum acht Jahren, im Bahntal tötelte, daß die Mauerflächen, die nichts miteinander zu tun hatten, in kein Verhältnis zueinander kommen konnten, dastanden, wie unglückselige Mißgeburten, die nicht leben und nicht sterben können, war freilich nicht allein die Schuld des Architekten. Denn kaum hatte er damals den Auftrag in den Händen, so folgten Tag um Tag neue Ausschreibungen. Ein Wettbewerb hetzte den andern. Die Maurer-, Schreiner-, Gipser-, Schlosser-, Maler-Arbeiten, alle waren dem zugeschlagen worden, der sie um den geringsten Preis lieferte. Was Wunder, daß es nun aus jedem Hausgang aus abbröckelnden Tapeten, aus jedem Fensterhaken, jedem Dachziegel schrie: Billig, billig, billig! „Die Menschen haben nichts für mich geben wollen, wie kann ich da ein ehrliches Geschöpf sein," knarrten die Türen und schlossen schlecht. „Man hat uns bloß die halbe Zeit brennen lassen, deren ein ehrlicher Ziegel bedarf," hatten die Platten auf den Küchenböden gejammert und gingen in die Brüche. „Uns frießt ja der Schimmel," knisterten die Mauern, die nicht gepflastert, sondern in die Höhe gehext worden waren, und begannen abzubröckeln und einzusinken. „Es ist gar nicht zum Aushalten," so hatte der junge Architekt Bußhart, der Jonas die Leidensgeschichte der Häuserkolonie im Bahntal eines Tages erzählt hatte, geschlossen, was ein ehrlicher Baumeister aus derartigen Schundbauten, an Klagen von vergewaltigtem, elend mißhandeltem Material zu hören bekommt. „Hätten jene Pfuscher Ohren, um zu hören, das Heulen und Zähneklappern der Hölle würde sie schon auf dieser Erde nimmer schlafen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Militarismus und Pazifismus.

(Fortsetzung statt Schluß)

Mit Kant, dem deutschesten der Philosophen, der den Deutschen den Pflichtbegriff gab, findet sich Sombart wie folgt ab: Kant huldigte mit seinen Zeitgenossen der Vertragsidee, er hat bekanntlich im Alter eine politische Bekenntnisschrift geschrieben: „Ueber den ewigen Frieden", worin er die Demokratie als Staatsideal darstellt. — „Die traurige Schrift des alten Kant über den „Ewigen Frieden", in der nicht der große Philosoph, sondern nur der über den Tod Lampes vergrämte, gnittrige und verärgerte Partikulier Kant aus Königsberg zu Worte kommt, bildet die einzige unrühmliche Ausnahme. Sonst sind mir von repräsentativen Deutschen pazifistische Aeußerungen aus keiner Zeit bekannt geworden. Sie würden ja auch immer eine Versündigung gegen den heiligen Geist des Deutschtums bedeuten, das nun einmal aus den Tiefen seines Heldentums heraus unmöglich zu einer andern als hohen Bewertung des Krieges gelangen kann."

Diese Worte stehen im Kapitel „Der deutsche Militarismus", das uns besonders interessieren muß, weil wir darin bestätigt finden, daß das, was wir den „deutschen Militarismus" nenen, grundsätzlich dem Pazifismus entgegensteht. Sombart schreibt: „Ihm (dem deutschen Militarismus) gilt der Kampf, so sahen wir, haben unsere Feinde erklärt. Und wir haben ihnen recht gegeben." Was aber Ausländer über den deutschen Militarismus zu sagen wissen, zeugt nicht von tiefem Verständnis seines Wesens. „Ein neuer Beweis für die Tatsache, daß ein Fremder uns nicht verstehen kann, von ganz wenigen prominenten Persönlichkeiten abgesehen, die ein gütiges Schicksal in die Flughöhe des deutschen Geistes emporgetragen hat." Was